

Frank
Schweizer

Seltsame Sprache(n)

Oder wie man am
Amazonas bis drei zählt

MILITZKE
e-BOOK

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Angaben sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Miltitzke Verlag GmbH, Leipzig 2011
Lektorat: Viktoria Sauer, Julia Lössl
Umschlaggestaltung: Thomas Butsch
Layout und Satz: Thomas Butsch
Schrift: Sabon LT, Univers
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-86189-847-4 (Buch)

ISBN: 978-3-86189-788-0 (E-Book)

Inhalt

Wie die Menschen zur Sprache kommen	6
Die erste menschliche Sprache	7
Indoeuropäisch	41
Wenn Babys Sprache lernen	66
Das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten	90
Die Gehirnsprenger – Schwere Sprachen	91
Das funktioniert doch nicht! – Einfache Sprachen . . .	123
Frauensprachen	145
Künstliche Sprachen	157
Das ist ja mal wieder typisch – typische Sprachen	180
Latein	181
Japanisch	197
Chinesisch	207
Swahili	219
Baskisch	227
Türkisch	234
Eskimo/Inuit	241
Hebräisch	253
Deutsch	268
Anhang	284
Literatur	285



**Wie die
Menschen zur
Sprache kommen**

Die erste menschliche Sprache

Sprache und Menschsein scheint auf den ersten Blick untrennbar zusammen zu gehören: Tiere haben keine Sprache in der Art, wie sie die Menschen kennen. Schimpansen können sich allerdings unter Laborbedingungen immerhin bis zu vierhundert Zeichen merken, Bienen benutzen den Schwänzeltanz, um andere Bienen über die Entfernung, die Menge und die Richtung zu einer neuen Futterquelle zu informieren, Wale haben Gesänge, Clownfische schlagen ihre Kiefer aufeinander, um signalhaltige Töne zu erzeugen.

Tiere *unterhalten* sich am liebsten über das Hier und Jetzt, und sie kommunizieren unentwegt, sei es, um Weibchen anzulocken, Rivalen zu verscheuchen oder um sich mit anderen Mitgliedern einer Gruppe zu verständigen. Die Kommunikation erfolgt nach bestimmten Regeln, was im Grunde so etwas wie eine Grammatik darstellt. Bei Schimpansen, denen von Forschern Gesten beigebracht wurden, hat man beobachtet, dass sie diese Zeichen auch ihren Jungen lehren. Bei einer Schimpansengruppe in den dichten Wäldern Guineas haben Wissenschaftler entdeckt, dass sie ihre Jagden anhand einer effektiven Zeichensprache organisieren. Klaus Zuberbühler von der englischen Universität St. Andrews hat berichtet, dass Dinamerkatzen, eine Affenart, ihren Warnruf so ändern können, dass den anderen Gruppenmitgliedern die Art des sich nähernden Tieres mitgeteilt wird (Leopard, Adler, anderes Raubtier). Das alles kommt sehr nahe an Sprache heran. Trotzdem: Ein einfacher Satz wie »Das hätte ich nicht vermutet!« oder »Gestern hat es ziemlich geregnet.« kann, so weit wir wissen, von keinem Tier formuliert werden.

Der Homo sapiens, wie wir ihn in seinem natürlichen Lebensraum beobachten können, wenn wir morgens in den Spiegel schauen, wandelt seit etwa 100.000 Jahren auf der

Erde. Konnten unsere Vorfahren der Gattung *Homo erectus* (vor einer Million Jahren) oder gar die noch weiter entfernten Verwandten wie die Australopithecinen (vor zwei Millionen Jahren) sprechen? Eine leidenschaftlich diskutierte Frage.

Um komplexer kommunizieren zu können, bedarf es zum einen der Entwicklung bestimmter Gehirnregionen. Nicht das vom Volumen aus betrachtet größte Gehirn (Elefant) entwickelt Sprache, sondern eines, das sich im Laufe der Evolution auf kognitive, also verstehende Fähigkeiten spezialisiert hat. Fünfzig Prozent unseres Gehirns sind zum Beispiel damit beschäftigt, räumliches Sehen zu ermöglichen. Die Wahrnehmung (sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken) ist das, was »Rechenkapazität« benötigt, nicht das Sprechen. Aus der kleinen Verzögerung des Schalls, der das eine Ohr in Bruchteilen von Sekunden früher erreicht als das andere, kalkulieren wir metergenau die Quelle eines Geräusches. Unter anderem dafür brauchen wir in erster Linie den Hochleistungsapparat, der in unserem Kopf steckt. Neben Erinnerung und Gefühlen produziert das Gehirn als »Beiprodukt« auch die Sprache. Dafür zuständig sind zwei Gehirnteile, die sich an einer auf den ersten Blick unauffälligen Stelle am Rand des Gehirns befinden: Über dem linken Ohr ist das Broca-Areal (Sprachproduktion) und etwas weiter hinten ist das Wernicke-Zentrum (Sprachverständnis) angesiedelt. Beide haben ein nur geringes Volumen, verglichen mit dem Rest des Gehirns. Beide liegen in der linken Hemisphäre von diesem. Aussagekräftig ist, dass das Broca-Areal und das Wernicke-Zentrum in den äußeren Schichten des Hirns zu finden sind, was ein Beleg für eine entwicklungsge­schichtlich späte Entstehung ist. Eine Vergrößerung dieser Gehirnregionen stellten Forscher bei dem Steinwerkzeug herstellenden *Homo habilis* fest, einem circa 1,40 m großen Wesen mit langen Armen und erhöhten kognitiven Fähigkeiten, das zwei Millionen Jahre vor unserer Zeit in Ostafrika lebte – immer vorausgesetzt, man kann aus der Form eines ausgegrabenen Schädels auf dessen Inhalt schließen. Die Anthropologin Katarina Semendeferi hat gezeigt, dass zumindest das Verhältnis der Frontallappen (die im Gehirn für alle

höheren Funktionen zuständig sind) zum Rest des Gehirns beim Menschen nicht ungewöhnlich klein oder groß ist. Schimpanse und Gorilla haben das gleiche »Mischungsverhältnis« höherer und niederer Hirnregionen, ebenso – nur proportional auf ein kleineres Gehirnvolumen übertragen – wie die Vorfahren des Menschen. Laut Semendeferi ist demnach, von Außen betrachtet, am menschlichen Denkorgan nichts Abnormes festzustellen, was auf unsere höheren geistigen Fähigkeiten schließen ließe.

Aber nicht nur das Gehirn ist entscheidend. Es müssen Kehle, Stimmbänder und die Zunge im Stande sein, unterschiedliche Laute zu erzeugen. Bei *Homo habilis* fällt die Verkürzung der vorderen Gesichtspartie auf. Eine Entwicklung weg von einer tierischen Schnauze hin zu einem Mundraum, der Sprache erlaubte.

Ob *Homo habilis* oder dessen Nachfahre, der vor einer Million Jahren lebende *Homo erectus*, wirklich sprachen, ist eine ungelöste Frage. Relativ gesichert scheint zu sein, dass der Neandertaler, der vor 35.000 Jahren ausstarb, zur Sprache fähig war. DNA-Untersuchungen haben eine 99,5-prozentige Übereinstimmung des Neandertalers (95 Prozent sind es beim Schimpansen) mit dem modernen Menschen nachgewiesen. Sprach er vielleicht nur eine simple Sprache?

Das Bild des Neandertalers als primitiv grunzender Urmensch ist immer noch fest in unseren Köpfen verankert. Eifersüchtig bewachen wir das Kulturgut *Sprache* und wollen es keiner anderen Spezies gönnen. Sprachwissenschaftler wenden dagegen ein, dass, falls es dem Neandertaler wirklich möglich gewesen wäre mit einer einfachen Grammatik über seine Welt zu sprechen, er dann nicht weniger sprachbegabt als *Homo sapiens* gewesen wäre. Denn ist es nicht auch eine Form von Klugheit, die Grammatik auf ein Mindestmaß zu beschränken? Man kann sich streiten, ob eine Sprache höher entwickelt ist, wenn sie *viel* Grammatik wie zum Beispiel das Lateinische benötigt, um einen Sachverhalt zu beschreiben, oder dann, wenn sie wie das Englische nur *wenig* Grammatik vorzuweisen hat. Tatsächlich kann aus der Kompliziertheit der sprachlichen Strukturen nichts über die Entwicklungsstufe der jeweiligen Sprache abgeleitet werden –

sonst wären die Römer höher entwickelt gewesen als die Engländer. Entweder eine Gattung besitzt eine Sprache, dann vollständig, oder eine Gattung besitzt nur Symbole und Gesten wie die Tiere. Was läge dazwischen? Eine Untersuchung hat gezeigt, dass im Alltag 250 bis 500 Wörter ausreichen, damit sich ein normaler Mensch über alles unterhalten kann. Der Schritt von der Zeichensprache der Tiere zur Kommunikation des Menschen ist nicht so groß, als dass noch irgendeine »Uga-Uga-Halbsprache« dazwischen platziert werden könnte, wie es so oft in Filmen dargestellt wird.

Nichtsdestotrotz ist die Hypothese von der Einfachheit der Sprache des Ur-Menschen nicht vom Tisch. Im Gegenteil: Derek Bickerton von der Universität Hawaii vermutet, die ersten Menschen hätten eine Proto-Sprache gesprochen, die lediglich aus Worten ohne Grammatik bestand; vergleichbar mit kleinen Kindern, die »Mama, Papa, Wauwau« sagen und damit etwas zu meinen scheinen. Die Linguistin Jean Aitchison legte 2001 sogar dar, dass die frühesten Worte Substantive gewesen sein müssten und erst dann die restlichen Wortarten folgten: »Stein«, »Löwe«, »Sand« ... so klang die erste Sprache. Andere Sprachforscher wie Steven Pinker wandten ein, dass es nur mit losen Worten und ohne Grammatik bei den Vormenschen eigentlich von Missverständnissen gewimmelt haben müsste: Ein Ur-Mensch ruft »Elefant!« – Was will er damit sagen? »Achtung! Elefant hinter dir!«, oder: »Der Elefant ist fertig, Essen kommen!«; vielleicht meint er es auch nur als eine Beleidigung: »Du blöder Elefant!«? Zum Überleben würde eine so wenig eindeutige Sprache wenig beitragen. Wenn überhaupt eine Wortart in Frage käme, zu Beginn der Sprachentwicklung bevorzugt zu werden, dann Verben, die jemanden auffordern, etwas zu tun.

Die offene Frage, die hinter all dem steht, ist: Hat Sprache selbst eine Evolution durchlebt, die die Evolution des Gehirns widerspiegelt? Zunächst wird einmal eine Reihe von Einsprüchen *gegen* die scheinbar so nahe liegende Auffassung angeführt, damit die der Überlegung innewohnende Problematik klarer wird. Der Ansatz könnte ganz falsch sein: Womöglich hatten die ersten Hominiden wirklich nur eine simple Sprache, beruhend auf einem schmalen Wortschatz,

und waren nicht fähig, über anspruchsvollere und abstraktere Themen zu sprechen. Ob sich die ersten Menschen über hoch komplizierte Dinge unterhalten konnten, ist unsicher – aber unsicher ist auch, ob sich heutige Menschen über hoch komplizierte Dinge unterhalten. Dass die alten Griechen, die in Athen lebten, leidenschaftlich über philosophische Fragestellungen sprachen, aber ihre gleichsprachigen Nachbarn – die alten Korinther – dies nicht taten, hat keine sprachlichen Ursachen. Über was man spricht, ist eher eine Kulturfrage als ein Problem der Grammatik. Zudem muss man ebenso überlegen, ob Sprache wirklich primär dazu dient, sich über die Umwelt auszutauschen, also zur Informationsvermittlung gebraucht wird. »Heute schönes Wetter!« – »Ja, sehr schön, besser als gestern.« – »Stimmt, gestern war es nicht so gut« etc. Small-Talk oder allein die Begrüßungsformeln »Guten Tag« und »Hallo« dienen nicht zur Kommunikationsvermittlung, sondern es geht darum, eine Person als gruppenzugehörig anzuerkennen. Wer nicht begrüßt wird, mit wem nicht gesprochen wird, der ist »ausgestoßen«. Sprache ist ein Band, das eine Gruppe verbindet: Wie unangenehm sind Konversationspausen; wie ärgerlich, wenn man »Guten Tag« sagt und keine Antwort erhält. Die Meinung, dass eine Sprache im Laufe der Evolution komplexer werden muss, ist eben nur vor dem Hintergrund sinnvoll, dass Sprechen Informationsvermittlung bedeutet. Das kann jedoch angefochten werden. Wenn man sich vorstellt, dass Sprache der mündliche Ersatz für das gegenseitige Fellgrauen ist, ist die Frage nach Komplexität oder Einfachheit überflüssig. Was heißt vor dem Hintergrund, dass die Menschen mit Hilfe der Sprache am liebsten Small-Talk betreiben, dass »die Sprache sich höher entwickelt«? Jedoch muss Sprache an einer bestimmten Stelle im Verlauf der Evolution entstanden sein und sie muss eine bestimmte Funktion gehabt haben. Wann und warum entstand Sprache?

Die Evolution der Sprache

Die Natur ist voller Signale. Das überwältigend prächtige Rad des Pfaus drückt nur eine Botschaft aus: »Ich bin ein starkes Männchen«, was die Weibchen beeindrucken und eventuelle Gegner abschrecken soll. Welch evolutionärer Aufwand für eine einzige Nachricht! Stimmliche Laute sind aus Sicht der Evolution gesehen bei weitem sparsamer als körperliche Veränderungen und führen doch zum gleichen Ergebnis. Aber wann überschritt die Gattung Mensch die Grenzen vom bloßen Signal zur echten Sprache? Diese Frage erhitzt seit langem die Gemüter. Bereits 1866 verbot die Pariser Société de Linguistique die Einreichung von Aufsätzen zu diesem Thema. Darwins Evolutionstheorie hatte damals zu viel Aufwind und man fürchtete, dass auch der letzte Unterschied zwischen dem Affen und dem Menschen – die Sprache – wegfällt, wenn es gelingen würde, die Sprachentwicklung als natürlichen Teil der Evolution zu zeigen. Der Gedanke liegt nahe: Je besser sich die Vormenschen ausdrücken konnten, desto größer waren ihre Überlebenschancen. Die Entwicklungsstufen des Menschen (*Australopithecus*, *Homo habilis*, *Homo erectus*, *Homo sapiens*) spiegeln die jeweils bessere Sprachbeherrschung wider.

Ein starkes Argument für die Evolutionstheorie der Sprache ist, dass sich sowohl das menschliche Gehirn, als auch der Körper im Laufe der Evolution immer stärker in Richtung Sprachfähigkeit entwickelten. Vor 300.000 Jahren erreichte die Anatomie des Menschen schließlich die Form, die sie auch heute noch hat. Ein Gen, FOXP2, das zur Sprache befähigt, glauben Forscher des Max-Planck-Instituts identifiziert zu haben. Dieses entstand als Ergebnis natürlicher Auslese etwa zwischen 200.000 und 100.000 v. Chr. Das Gen FOXP2 besitzen andere Säugetiere bis hin zu Mäusen auch. Zwischen dem letzten gemeinsamen Vorfahren der Maus und dem Menschen liegen allerdings rund 70 Millionen Jahre – es ist daher offensichtlich ein sehr altes Gen. Lediglich die Verschiebung von zwei Aminosäuren unterscheidet das FOXP2 des Schimpansen von dem des Menschen. Die Auswirkung dieser Veränderung scheint zu sein, dass gewisse

neuronale Verbindungen im Gehirn, welche für Sprache zuständig sind, sich vielseitiger entwickeln und bestimmte neuronale Netze genauer ausgeprägt werden. Zwei Aminosäuren, die die Plätze getauscht haben, machen also – so weit es die jüngste Forschung zeigt – den Unterschied.

Natürlich müssen im Laufe der Evolution auch die »stimmlichen« Voraussetzungen geschaffen werden: Der Wegfall einer »Schnauze« zugunsten eines durch die Zunge und bestimmte Muskeln gut regulierbaren Mundraums. Die besondere Lage des Kehlkopfes, etwas tiefer als bei anderen Primaten und außer bei einigen »röhrenden« Hirscharten im Tierreich nicht vorhanden, erlaubt eine Vielzahl differenzierter Laute. Dadurch verlängert sich der so genannte »Vokaltrakt« und befähigt den Menschen, unterschiedliche Tonhöhen zu erzeugen. Im Grunde ist der Kehlkopf, in dem sich Stimmlippen und Stimmbänder befinden, nichts weiter als ein Ventil oder ein Filter mit der Funktion, keine Fremdkörper in die Luftröhre gelangen zu lassen. Eine evolutionäre Veränderung seiner Lage ist nicht gefahrlos: Der Mensch kann durch die neue Position des Kehlkopfes an seinem Essen ersticken, weil die Zugänge zu Speise- und Luftröhre nicht mehr ausreichend getrennt sind. Ein hoher Preis für eine neue Fähigkeit, aber der gewonnene Nutzen überwiegt eindeutig: Das Vermögen, differenziert zu sprechen ist diese Gefahr wert. Hunde lösen das Problem anders: Sie ziehen beim Bellen den Kehlkopf aktiv nach unten. Damit erzeugen sie mehr Stimmvolumen und klingen »gefährlicher«. Womöglich hatten die ersten Hominiden oder der Neandertaler, bei dem der Kehlkopf noch höher saß, ebenso die Fähigkeit, den Kehlkopf zurückzuziehen.

Dass sich Sprache evolutionär entwickelt hat und die frühen Hominiden eine primitive Sprache gesprochen haben, die nach und nach weiterentwickelt und verfeinert wurde, ist, wie bereits angesprochen, bisher noch eine Theorie. Eine andere Annahme, in jüngster Zeit erdacht, lautet: Erst nachdem sich der Homo sapiens genetisch weiterentwickelt hat, entstand irgendwann die Sprache. Nicht sofort, sondern erst viel später, als aus irgendeinem Grund die Notwendigkeit der Kommunikation entstand, beziehungsweise anstieg. Nach dieser Auffassung ist Sprache ein höheres Kulturgut, das nur dem mit

allen Gehirnanlagen ausgestatteten Homo sapiens zugänglich war und ist. Viele wichtige Entdeckungen hat der Mensch erst später gemacht: Das Papier wurde 100 n. Chr. erfunden, die Schrift 3200 v. Chr., die Sprache zwischen 100.000 und 50.000 v. Chr. Sprache könnte entstanden sein, als die Anzahl der Menschen auf der Erde größer und ihr Kontakt untereinander stärker wurde – Sprache wäre aus dieser Sicht eine frühe kulturelle Errungenschaft und nicht der Evolution unterworfen. Höhere Gehirnleistungen verursachen dementsprechend nicht zwangsläufig die Ausbildung von Sprache, sondern spiegeln nur wider, dass die Hominiden ihre Umwelt bewusster wahrnehmen. Dass in den Menschen die Fähigkeit zur Sprache schlummerte, bedeutet noch nicht, dass sie diese auch genutzt hätten. In jedem Menschen steckt die Fähigkeit zu lesen oder zu schreiben, aber es vergingen buchstäblich hunderttausende von Jahren, bevor diese Möglichkeit auch umgesetzt wurde.

Der Zweck der Sprache

Was genau der Zweck von Sprache ist, ist bisher ebenfalls noch nicht ganz klar. Warum sollten Lebewesen ein Kommunikationssystem entwickeln, das über Warnrufe und Balzgesänge hinaus solche Dialoge wie »Schönes Wetter heute, nicht wahr? – Ja stimmt, etwas wärmer als gestern.« zulässt? Welchen evolutionären Vorteil beinhaltet diese Art von Dialog? Einige Wissenschaftler (zum Beispiel Laureano Castro und andere) meinen, dass Sprache nur ein Wissensspeicher ist, weil sie erlaubt, überlebenswichtige Informationen zu erhalten und an künftige Generationen weiterzugeben. Das ist sicher richtig. Doch das meiste, was mit Sprache gesagt wird, ist zum Überleben nicht von Belang, sie ermöglicht im Gegenteil gerade viel Überflüssiges zu sagen. Wenn Sprache sich nur durch überlebensrelevante Wissensvermittlung hervortun

würde, dann wäre es schnell still um die Lagerfeuer der frühen Menschen gewesen, denn diese Informationen wären rasch ausgetauscht. Zudem werden besonders effektive Techniken – ein Feuer machen, ein Beutetier ausnehmen – nicht erklärt, sondern immer gezeigt. Sprache ist gar nicht so effektiv, um Wissen weiterzugeben, sonst würde es, zugespitzt gesagt, reichen, dass jemand ein Buch über Medizin liest, um ein Arzt zu sein. Sprachphilosophen wie Ludwig Wittgenstein (*Philosophische Untersuchungen*) oder John L. Austin (*Zur Theorie der Sprechakte*), aber auch neuere Linguisten wie George Lakoff (*Metaphors we live by*) betonen immer wieder, dass ein informierendes Über-die-Welt-Sprechen ein seltener Sonderfall der Sprache sei. Menschen sprechen miteinander, sie sprechen nicht zu den Dingen.

Welchen Zweck hatte also die Sprache bei den frühen Menschen? Ist es, wie ich oben spekulierte, der verbale Ersatz für das gegenseitige Fellgraulen? Die eine Antwort auf diese Frage, die populär wurde, stand in einem Artikel des Anthropologen Sherwood Washburn mit dem Titel »Man the hunter« (*Der Mensch als Jäger*, 1968). In diesem Aufsatz machte er zum ersten Mal die Idee publik, dass gerade die Jagd den Menschen zum Menschen macht: Ein kriegerisches Gen steckt im Menschen und seine besondere Lust ist es, seine Intelligenz und seine körperlichen Fähigkeiten im Jagen zu erproben. Ein Löwe jagt, weil er Hunger hat; der Mensch, weil es ihm gefällt. Dies macht den Menschen zum Menschen – ein martialisches Menschenbild. Sprache sei dafür benötigt worden, Jagden möglichst effektiv zu gestalten. Mit ihr konnten diese plötzlich präzise geplant werden: Wer von der Jägergruppe pirscht? Wer hetzt? Wer lauert? Wer tötet? Was passiert, wenn das Mammut sich zum Kampf stellt? Was wenn es davon läuft etc.? Das ist ein eindeutiger Vorteil im Überlebenskampf. Immerhin hat sich der Mensch, der körperlich schwach und nicht besonders groß ist, selbst den beeindruckendsten Tieren gestellt: Mammuts, Nashörnern, Höhlenbären, Löwen. Also ohne Sprache keine organisierte Jagd, ohne Jagderfolg kein Überleben?

Obwohl die Idee der Jagd als Geburtsstätte der Sprache noch durch manche Literatur geistert, wurde ihr in der Zwi-

schenzeit doch viel Wind aus den Segeln genommen. Zum einen durch die Entdeckung, dass einige Schimpansengruppen ebenfalls sehr strukturierte Treibjagden organisieren ohne Sprache zu nutzen, wodurch zumindest die Abgrenzung des Menschen von anderen Tieren durch dieses Verhalten fraglich wird. Zum anderen haben einige Knochenfunde aus der Frühgeschichte der Homo-Gruppe (bestehend unter anderem aus Homo habilis, Homo erectus und Homo sapiens) den Schluss nahe gelegt, dass ein Gutteil ihres Fleischkonsums durch Aas und Kadaver abgedeckt wurde. Das schmeichelnde Bild des Menschen als großen, mutigen Jäger ist abgelöst worden durch das Bild des Menschen als Verwerter von Aas. Insbesondere die Entdeckung des Feuers half mit, Fleisch konsumierbar zu machen, das für andere Tiere nicht mehr genießbar war. Bei jedem Versuch, ein großes Tier zu erlegen, riskierten die frühen Menschen ihr Leben. Der potentielle Gewinn hingegen war relativ gering, denn das Fleisch des Tieres, sei es auch eines Mammuts, verdirbt schnell ohne Tiefkühlgelegenheit oder einen anderen geeigneten Konservierungsprozess. Dass die ersten Homo sapiens auch Sammler von Früchten und Beeren waren, darf nicht unterschätzt werden. Ergebnis der angeführten Argumente ist, dass Sprache nicht die Rolle gespielt haben kann, wie zuerst angenommen, da auch das Jagen diese nicht einnahm.

Nach einer weiteren Theorie, dieses Mal von dem berühmten Anthropologen Richard Leakey, ist Sprache gar nicht als Selbstzweck entstanden. Die Frage, welchen evolutionären Vorteil Sprache besitzt, entfällt: Sie war einfach Teil eines großen »Gesamtpaketes«, das in der sich entwickelnden, größeren Gehirnleistung enthalten war. Homo sapiens hatte ein besseres Erinnerungsvermögen, eine bessere räumliche Vorstellung, die Fähigkeit, abstrakte Dinge besser zu begreifen und so weiter. Ab einer gewissen Gehirnkapazität entsteht als Nebenprodukt auch die Sprache, das ist nach Leakey unvermeidlich. Sie hat keinen direkten Nutzen für die Evolution, aber sie ist auch kein Nachteil. Kein Wunder also, dass der obere Dialog über das Wetter so trivial ist – Sprache hat eigentlich keinen Zweck, warum sich also nicht über Nutzloses unterhalten?

Als vierte Möglichkeit könnte man sich auch denken, dass Sprache der soziale »Klebstoff« war, der ein Individuum an einer Gruppe haften ließ. »Mobbing«, »Beleidigungen«, »Rufmord«... Homo sapiens hat nur durch Sprache, ohne körperliche Gewalt, eine Möglichkeit gefunden, unbeliebte Gruppenmitglieder auszugrenzen; andere Individuen werden durch Sprache zusammengefügt (»Ich liebe dich.«, »Wir sind das Volk!«, »Ich bin ein Berliner.«) – Sprache und Gruppe sind eins. Wer intelligent ist, wird gut mit Sprache umgehen können, wer gut mit Sprache umgehen kann, wird ein festes Glied der Gruppe sein und im Bedarfsfall von anderen gefüttert werden. So wurden die frühen Gemeinschaften der Menschen zu einer Art »Brain-Pool«, weil sich dank der Sprache klügere Individuen durchsetzten. Sätze wie »Schönes Wetter heute, nicht wahr? – Ja stimmt, etwas wärmer als gestern.« definieren ein vertrautes Verhältnis zweier Personen. Der Inhalt des Gesagten ist egal, wichtig ist, was an menschlicher Bindung deutlich wird. Unsere Gattung hat mit Hilfe der Sprache einen Weg gefunden, wie Intelligenz in soziale Interaktion umgesetzt werden kann. Sprache ermöglicht nicht das Überleben der Gruppe, sondern das Überleben in der Gruppe.

Wie dem auch sei: Ist die Erfindung »Sprache« nur *einmal* passiert? Gibt es eine *erste* Sprache, von der alle anderen Sprachen abstammen, oder entstanden sie unabhängig voneinander an verschiedenen Orten? Spätestens 50.000 v. Chr. müssen die Menschen zu sprechen gelernt haben, zu einem Zeitpunkt, als sie begannen, Kunst zu entwickeln und ihre Toten zu begraben. Wiederum finden wir zwei Modelle vor, wie dies passiert sein könnte.

Eine Gruppe nomadisch lebender Menschen entwickelt die erste aller Sprachen – »the Ursprache«, wie es sogar im englischsprachigen Raum heißt. Der daraus resultierende Vorteil ließ diese Gruppe Homo sapiens besonders erfolgreich sein und deren Nachkommen ungewöhnlich zahlreich werden, so dass sich diese Sprache langsam über die Welt verbreitete. Kontakt einzelner Homo sapiens-Gruppen unter-

einander (Handel, Heirat, Konfrontationen) verbreitete die Neuerung »Sprache« zusätzlich. Die Ursprache entstand, die einen sagen 100.000, die anderen sagen sogar 300.000 v. Chr. Alle Menschen heutzutage sprechen demzufolge eine Ur-Ur-Ur...-Enkel-Sprache jener ersten.

Das zweite Szenario besagt, dass sich Sprache parallel an verschiedenen Orten entwickelt hat. Die Fähigkeit zur Sprache hatten alle Homo sapiens. Sie lebten über die ganze damalige Welt verteilt in kleinen Gruppen. Es wäre also durchaus möglich und sinnvoll anzunehmen, dass Sprache an mehreren Orten gleichzeitig erfunden wurde. Pyramiden zum Beispiel wurden ebenfalls in verschiedenen Großkulturen erbaut, die alle unabhängig voneinander waren. Eine Paralleli-tät, die daraus entstand, dass unterschiedliche Völker denselben Versuch unternahmen, nämlich aus Steinen ein möglichst hohes, pompöses und stabiles Bauwerk zu errichten. Hieraus konnte einfach kein kugelförmiges oder quaderartiges Gebäude entstehen. Genauso könnten voneinander unabhängige Menschengruppen versucht haben, ein anderes Problem zu lösen, und zwar unter Einsatz ihrer Spezialfähigkeit (dem entwickelten Gehirn) zu überleben. Hieraus musste die Sprache entstehen.

Aber war die erste Sprache überhaupt eine Lautsprache, die mit Worten funktionierte? Es ist durchaus möglich, dass sich die ersten Menschen durch Gesten unterhielten, denen vielleicht nur der eine oder andere Laut beigefügt war. Mit dem Körper zu sprechen schließt keineswegs komplizierte grammatikalische Konstruktionen aus. Die Gehirnzentren, die bei einem Taubstummen aktiviert werden, um sich in Zeichensprache zu äußern, sind die gleichen wie bei einem mit der Stimme Sprechenden. Die Sprachentwicklung von Babys beginnt bereits im Alter von sechs bis acht Monaten mit der »Brabbelphase«, mit ungefähr zehn bis zwölf Monaten kommt die Ein-Wort-Phase, die Zwei-Wort-Phase mit zwei Jahren. Der Forscher Kunijoshi Sakai hat dokumentiert, dass auch taube Kinder zur selben Zeit »mit den Händen« zu brabbeln beginnen wie sprechende Kinder und denselben Phasenablauf haben, wenn sie in einer Umgebung leben, die offen für Zeichensprache ist.

Es gibt keine Festlegung auf mündliche Kommunikation, eher im Gegenteil. So haben neuere Forschungen die so genannten Spiegelneuronen entdeckt, die bei Primaten darauf spezialisiert sind, nachahmendes Verhalten zu fordern. Menschen und Affen imitieren ein bestimmtes Gebaren, wenn jemand zum Beispiel eine Grimasse schneidet oder sich an den Kopf fasst etc.; eine Katze oder ein Vogel machen das nicht. Das liegt daran, dass zahlreiche Nervenzellen, die für unser Bewusstsein verantwortlich sind, aus Spiegelneuronen bestehen. Diese ermöglichen, dass wir eine Handlung beobachten (zum Beispiel aus einem Glas trinken) und diese dann selbst nachmachen können. Affen können ebenfalls das Verhalten der Artgenossen kopieren, weil sie Spiegelneuronen besitzen, deren Ort im Gehirn von den Forschern F5 genannt wird. Beim Menschen findet man diese auch. Das Erstaunliche ist, dass F5 direkt neben dem Broca-Areal (etwas oberhalb des linken Ohres) liegt, das für die Sprache zuständig ist. Argumentiert wird also, dass die Spiegelneuronen erlauben, Gesten zu verstehen, weil sie ermöglichen, den abstrakten Inhalt einer Handlung zu begreifen, und motivieren, ihn zu wiederholen. Wer sieht, dass jemand mit einer Geste »komm mit« signalisiert und eine andere Person dann mitkommt, wird dank der Spiegelneuronen selbst die »komm mit«-Geste anwenden und erwarten, dass andere mitkommen. Diese Erkenntnisse sind noch recht neu und Forschungen darüber haben erst begonnen, doch die Nähe speziell dieser Zellen zum Sprachzentrum hat viele Forscher schließen lassen, dass aus evolutionärer Sicht Gesten durchaus als Kandidat für die erste Sprache in Frage kommen können. Ebenso lässt sich unter Umständen vermuten, dass sich das Broca-Areal, unser wesentliches Sprachzentrum, im Laufe der Evolution aus einer Region mit Spiegelzellen entwickelt hat – das heißt, aus einem Gehirnfeld, das Gesten versteht und imitiert. Auch »lebenspraktisch« sind Gesten kein Nachteil, da, vor der Erfindung des Telefons, die Dialogpartner meistens in Sichtweite waren. Wenn man zusätzlich wie die frühen Menschen in einer Welt lebt, in der man eher Beute als Jäger ist, ist es auch nicht die schlechteste aller Ideen, leise zu kommunizieren. Jeder Leopard, der gute Ohren und großen Hunger hat,

hätte sonst nur nach dem Ausgangspunkt der permanenten Geräuschkulisse suchen müssen, um an einen gedeckten Tisch zu kommen. Affen können es sich leisten, auf ihren sicheren Bäumen Lärm zu machen, aber die den Boden bewohnenden frühen Menschen sollten ihre Position tunlichst nicht verraten. In den Fällen, in denen der Mensch seinerseits als Jäger aufgetreten ist, stört gesprochene Sprache ebenfalls. Wenn es darum geht, sich an Tiere anzuschleichen, kann man vorher mündlich einen Plan absprechen, aber während der Jagd lässt es sich am besten mit Gesten »sprechen«.

Der schwer wiegende Einwand aber, dass es sich bei der ersten Sprache doch nicht um eine rein körperliche Zeichensprache handelte, lautet, dass sich die Stimmbänder des Menschen zu einem bestimmten Zweck entwickelt haben, nämlich um Sprache *mit dem Mund* zu sprechen. Viele körperliche Veränderungen, die den stimmlichen Apparat erst ermöglichen, und die gesprochene Sprache unterstützen, weisen nicht darauf hin, dass Gesten allein das Ziel der Evolution waren. Hier ist ein vorprogrammiertes, biologisches System am Werk, das auf den ersten Blick auf akustische Sprache ausgerichtet zu sein scheint. Aber es gibt auch viel nahe liegendere Einwände: Seine Hände zum Sprechen einzusetzen, ist äußerst unpraktisch, wenn man gleichzeitig ein Baby, Feuerholz oder Waffen tragen muss; außerdem würden schlechte Lichtverhältnisse diese Art von Sprache genauso einschränken wie ein gerade nicht hinschauender Gesprächspartner. Andererseits ist auch bei den Menschen heute der Drang vorhanden, die verbalen Äußerungen mit Gesten zu unterstützen und durch diese Gefühle zu äußern und Unklarheiten zu beseitigen. Es könnte demnach durchaus sein, dass die Gesten am Anfang der Sprache bedeutungstragender waren als heute. Wenn Primaten wie Schimpansen oder Gorillas etwas kommunizieren wollen, wird die Stimme benutzt, um *Emotionen* zu transportieren (zum Beispiel bei einem Angst- oder Wutschrei), aber der Körper, Mimik und Gestik, wenn es um *Informationsvermittlung* geht (»Ich will spielen.«, »Ich bin stärker als du!«, »Ich bin müde.«). Viele Studien haben gezeigt, dass Schimpansen durch Gesten komplizierte, vielseitige und vielschichtige Bedeutungen ausdrü-

cken, die der Sprache sehr ähnlich sind. Womöglich ist es nur die Vorstellung moderner Menschen, die Sprache und Gestik in zwei getrennte Schubladen legt. Jeder, der von Angesicht zu Angesicht mit jemandem spricht, gestikuliert; wenn etwas mit Worten unklar bleibt, werden die Hände eingesetzt. Wie schlichtweg unmöglich es ist, jemandem nur mit Worten zu erklären, wie ein Schnürsenkel gebunden wird! Dieser Vorgang kann nur durch die Kombination aus Worten und Gesten genau vermittelt werden. Wer vermutet, dass der Dialogpartner, sei es ein kleines Kind oder eine anderssprachige Person, nicht über dieselbe Sprachsicherheit verfügt wie er/sie selbst, benutzt Gesten und vertraut darauf, dass mit diesen mehr Kommunikation möglich ist, als mit der gesprochenen Sprache. Gesten beheben gewissermaßen die Mängel der gesprochenen Sprache. Die erste Sprache könnte folglich durchaus eine Art Mischmasch aus Gesten und Worten gewesen sein. Nicht, weil »Gesten« primitiver sind, sondern weil es eher unnatürlich ist, auf Gesten zu verzichten.

Anthropologen haben noch eine weitere Möglichkeit ins Auge gefasst, auf welche Weise sich die frühen Menschen unterhalten haben könnten. Nach Ansicht einiger Urzeit-Forscher, die den Neandertaler und die Beschaffenheit seines Kiefers untersucht haben, stellt es sich so dar, als ob der Neandertaler weniger gesprochen als vielmehr eine Art Sing-sang von sich gegeben hat: Die Lage des Kehlkopfes unterscheidet sich von der heutigen Position, auch Schädelgröße und Mundraum sowie einige weitere anatomische Aspekte haben es nach Ansicht von Paläoanthropologen wie Philipp Liebermann unmöglich gemacht, dass ein Neandertaler die Vokale *a*, *i* und *u* *sauber* produzieren konnte. Dass der Neandertaler als naher Verwandter des *Homo sapiens* sprechen konnte, steht allerdings außer Frage, da nicht zuletzt die nötigen Gehirnzentren hierzu vorhanden waren. Es stimmt, dass der Mundraum des Neandertalers die Verbalisierung bestimmter Vokale zwar erschwerte, das Sprechen als solches aber nicht unmöglich machte. Nach Auffassung einiger Wissenschaftler könnte er mehr Wert auf die Tonhöhen gelegt haben, um Worte zu unterscheiden, so dass er eventuell eine höchst musikalische Sprache benutzt hat, der ein melodisches

Auf und Ab zugrunde lag. Anthropologen haben außerdem berechnet, dass, wäre die Geburten- beziehungsweise Sterberate der Neandertaler nur um zwei Prozent höher, beziehungsweise niedriger gewesen, wären sie nicht ausgestorben. Einige Linguisten haben vermutet – oder besser spekuliert – dass die Unfähigkeit des Neandertalers, die Vokale *a*, *i* und *u* zu sprechen, verhindert hat, dass es zu größeren Kontakten zwischen den beiden Gruppen *Homo sapiens* und *Homo neandertalensis* kam. Der Neandertaler konnte vermutlich nie die Sprache des *Homo sapiens* lernen, während ein *Homo sapiens*-Kind, welches von Neandertalern adoptiert wurde, oder eine *Homo sapiens*-Frau, die sich unter eine Gruppe Neandertaler mischte, sich den »Singsang« der Neandertaler aneignen konnte. Das wäre ein kleiner evolutionärer Vorteil, der jedoch über Leben und Sterben einer ganzen Gattung entschieden haben könnte.

Gesungene Sprache und Gesten

Ein singender, gar jodelnder Neandertaler? Welche Rolle spielt der Gesang überhaupt für die Sprache? Nach einer Theorie aus dem 18. Jahrhundert, die unter anderem von dem Philosophen Jean-Jacques Rousseau vertreten wurde, hat der Mensch das Sprechen gelernt, indem er Vögel beim Singen belauschte. Wie beim Menschen sitzt auch beim Vogel das für das Singen verantwortliche Sprachzentrum in der linken Gehirnhälfte. Ein speziell von der Psychologin Irene Pepperberg trainierter Graupapagei mit Namen Alex beherrschte einhundert Wörter, die er, laut ihren Angaben, auch den entsprechenden Gegenständen zuordnen konnte. Auch haben Vogelarten Dialekte, so dass Experten durch ihr Singen die Gegend angeben können, in denen diese Tiere heimisch sind. Bei den Vögeln singen aber hauptsächlich die Männchen mit dem erklärten Ziel, die gesanglosen Weibchen anzulocken.

Bei Gibbons wiederum lässt sich beobachten, dass der *wahre* Inhalt ihrer Rufe über die Tonhöhe gesteuert wird, so wie auch Menschen ihre Stimme erheben, wenn sie aufgeregt oder böse sind. Auch sind andere musikalische Qualitäten wie Rhythmus und Geschwindigkeit entscheidend. Man hat bemerkt, dass bei einer Gibbon-Art für den Paarungsruf bestimmte Tonhöhen, gewissermaßen Noten, nur den männlichen Tieren und andere nur den weiblichen Tieren vorbehalten sind. Um paarungswillige Weibchen anzulocken, singt das Männchen und benutzt dabei nur seine männlichen »Noten«. Wenn das Gibbon-Weibchen willig ist, beginnt sie mit ihm zu *singen*, und zwar nur weibliche Töne. Zusammen singen sie dann ein Lied im vollen Notenumfang.

Viele Säugetiere übertreffen den Menschen, wenn es um ein gutes Gehör geht. Nicht aber, wenn es darum geht, Tonhöhen zu unterscheiden – was die Grundlage für Musik und musikalisches Verständnis ist. Nur Fledermäuse sind dabei als einzige Säugetiergattung besser als der Mensch. Es ist bisher ungeklärt, warum der Mensch, und nur er, eine Reihe von hochspezialisierten Nervenzellen entlang des Gehörnervs hat, die diese Fähigkeit ermöglichen. Das ist zumindest der Grund, warum Hunde oder Katzen Musik nicht zu schätzen wissen. Es gibt vermutlich keine Menschenansammlung, die ohne Gesang auskommt. Dieser wird aber meist aus der Alltagssprache in einen besonderen »Bereich« verbannt. Sprechgesang gibt es in fast allen Kulturen, meistens aus kultisch-religiösen Gründen. Mit Göttern, Geistern und Dämonen spricht man nicht, man singt sie an – und warum singt man? Um diese durch die Schönheit des Gesangs anzulocken. Gesang ist Göttersprache. In modernen Zeiten schließt man Gesang in besondere Hochsicherheitsgefängniszellen ein: in CDs, I-Pods und früher auf Schallplatten. Um »guten« Gesang zu hören, muss man Geld zahlen (Konzert, Oper, Musicals). Ob sich aber die Menschen früher gegenseitig angesungen haben, ist fraglich. Und die Vorstellung von Arien schmetternden Ur-Menschen ist bestenfalls Material für einen Cartoon. Der Linguist Steven Pinker hat es einmal so auf den Punkt gebracht, dass der Gesang im Vergleich zur Stimme »akustischer Käsekuchen« sei: Käsekuchen ist sehr

lecker, aber niemand braucht ihn wirklich zum Überleben. Die Fähigkeit zu singen ist ein versehentliches Zusatzprodukt, das entstand, als Homo sapiens sprechen lernte. Singen ist zudem eine aufwendige Kommunikationsform, absolut nicht alltagstauglich und wird deswegen nur aus bestimmten Gründen gewählt.

Der Unterschied zwischen reinen Gesten mit zufälligen Lauten, die zur Augenblicksverständigung dienen und einer Sprache, ist sicherlich die Grammatik. Niemand weiß genau, wie sie entstanden ist, aber man kann sich durch Experimente ein gutes Bild verschaffen. Dem Schimpansen mit dem (auf den Linguisten Noam Chomsky anspielenden) Namen Nim Chimpsky brachten die Forscher David und Ann Premack mehrere Jahre lang die Zeichensprache bei. Sie wollten überprüfen, ob er die einzelnen Wörter die er gelernt hatte, in einer bestimmten Ordnung wiedergeben würde. Einfacher gesagt: Würde er eine bestimmte Grammatik entwickeln? Die Forscher konnten beobachten, dass der Affe die Zeichen meist in einer losen Anordnung präsentierte: »Nim essen« war genauso häufig vertreten wie »essen Nim«. Der Schimpanse beachtete auf den ersten Blick keine bestimmten grammatikalischen Regeln bei der Ordnung der Worte. Allerdings entwickelte er nach und nach bestimmte Angewohnheiten. Wenn ein Gegenstand im Satz enthalten war, der mit Essen zu tun hatte, stellte er diesen an den Satzanfang: »Banane mir«, »Traube essen«, »Joghurt Nim essen«, »Apfel ich essen«. Ebenso stellte er das Wort »mehr« immer an den Satzanfang: »Mehr essen«, »mehr kitzeln«, »mehr trinken«. Bei einem Bonobo-Affen mit Namen Kanzi machten die gleichen Forscher ein ähnliches Experiment. Auch dieser hatte am Anfang keine besondere Neigung zum Ordnen der Worte. Die Pfleger, die sich mit ihm beschäftigten, neigten aber ihrerseits dazu, in der Zeichensprache das Verb an den Satzanfang zu stellen. Kanzi übernahm dies und begann seine Sätze in der Regel mit dem Verb: »Verstecken Nuss« und nicht »Nuss verstecken«. Wenn der Bonobo zwei Handlungen ausdrücken wollte, platzierte er die für ihn logisch erste auch an die erste Stelle des Satzes: »Kitzeln beißen« sagte er weitaus häufiger als »beißen kitzeln«.

Daraus kann immerhin abgeleitet werden, dass Grammatik als eine simple Gewohnheit eines Einzelnen beginnen kann, wenn eine Reihe von Worten gesagt werden muss; eine Angewohnheit, die anschließend auf andere Gruppenmitglieder übergreift. Bei der Untersuchung von Schimpansengruppen fand man (vgl. Hillard Kaplan) heraus, dass eine Gruppe 39 Verhaltensmuster aufwies, die die andere nicht kannte: Gruppenunterschiede jenseits des Instinkts. Die Verschiedenheit der Sprachen hat möglicherweise schon an dieser Stelle ihren Ausgangspunkt.

Einen interessanten Hinweis darauf, wie die Grammatik der ersten Menschen beschaffen gewesen sein könnte, gab der Linguist Talmy Givon. Er untersuchte, wie sich Sprache entwickelt und stellte fest, dass sich die Satzstellung im Laufe der Jahrhunderte von Objekt – Verb auf Verb – Objekt ändern kann, aber dass kein einziger Fall bekannt ist, wo dies umgekehrt der Fall gewesen wäre. Ein Beispiel: Der lateinische Satzbau ist recht frei, doch meist wird zuerst das Objekt und dann das Verb genannt: »hominem amo« (»(den) Mann (ich) liebe«). Rund eintausend Jahre nach dem Ende von Latein als Muttersprache der Römer entstehen fünf Tochtersprachen: Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Spanisch und Rumänisch. In allen fünf Sprachen steht das Verb *vor* dem Objekt: »j'aime l'homme« (»ich liebe den Mann«). Zurzeit stellen fünfzig Prozent der Weltsprachen das Verb hinter das Objekt, früher müssen es noch viel mehr gewesen sein. Talmy Givon schloss aus seiner Beobachtung, dass die erste Sprache der Menschen ebenfalls, vergleichbar dem Lateinischen, zuerst das Objekt und dann das Verb anführte. Einschränkend und warnend muss man jedoch hinzufügen, dass die Menge des zugrunde liegenden Materials sehr beschränkt ist. Die Entwicklungsgeschichte von Indianersprachen ist wenig untersucht, ja es gibt zahlreiche lebende Sprachen, zum Beispiel die schätzungsweise 800 Sprachen, die in den schwer zugänglichen Tälern von Papua-Neuguinea gesprochen werden, über die noch nie ein Linguist etwas geschrieben hat. Mit »Sprachgesetzen«, die für alle Sprachen gelten, muss man äußerst vorsichtig sein. Trotzdem erscheint Givons Annahme als eine vertretbare Hypothese.

Die Ursprache

Es ist mehr oder weniger unmöglich, die erste Sprache, die vor mindestens 50.000 Jahren gesprochen wurde, zu rekonstruieren, da die ersten schriftlichen Aufzeichnungen der Menschen gerade einmal 5000 Jahre alt sind. Trotzdem kann man Vermutungen darüber anstellen.

Nach der gängigen Out-of-Africa-Theorie entstand die Gattung Homo in Afrika. Man geht bis dato von einem »doppelten Ursprung« des Menschen auf diesem Kontinent aus: Vor zwei Millionen Jahren finden wir den ersten Vertreter der Gruppe Homo in Afrika, den Homo habilis. Ihm folgt der Homo erectus, der den Heimatkontinent verließ und sich in der ganzen Welt verbreitete. Entweder aus der in Afrika verbliebenen Homo erectus Gruppe oder aus einer nach Afrika zurückgewanderten Gruppe entsprang der Homo sapiens, der Mensch. Die Äthiopier und die Khoisan, die in Südafrika wohnen, weisen laut wissenschaftlichen Untersuchungen das »älteste« Genmaterial auf. Aus diesem Grund verorten die Wissenschaftler die ersten Homo sapiens entweder in Ost- oder in Südafrika. Eine genauere geografische Bestimmung lässt sich durch die Wanderbewegungen der Völker innerhalb des Kontinents im Laufe der Jahrtausende kaum leisten.

Von Afrika aus zogen die ersten unserer Art um 146.000 v. Chr. (wie der Genetiker Luca Cavalli-Sforza erstaunlich exakt datiert) nach Osten, bis sie 100.000 v. Chr. nach Westasien und Ozeanien gelangten. Dies war natürlich keine Auswanderung mit dem »Reiseziel« Asien, sondern die frühen Menschen suchten stets neue, fruchtbare Lebensräume. Bessere Lebensräume führten zu einer höheren Geburtenrate, welche die Notwendigkeit entstehen ließ, wiederum neue Lebensräume für eine gewachsene Anzahl von Homo sapiens zu finden. Im Ergebnis führte dies den Menschen eines Tages bis nach Australien. Um 40.000 v. Chr., recht spät erst, wurde Europa besiedelt. Zum gleichen Zeitpunkt gelangten Menschen über die Bering-Straße nach Amerika.

Wenn man also nach Resten der ersten Sprache der Menschen sucht, ist es sinnvoll, dies in Afrika zu tun. Viele Sprach-

wissenschaftler glauben, dass es sich bei der ersten Sprache um eine Klicksprache gehandelt haben muss. Es gibt noch heute in den afrikanischen Koishan- und Bantu-Sprachen so genannte Klick- oder Schnalzlaut, die zur Wortbildung verwendet werden. Eine Lautäußerung, die Europäer nur zum Ausdruck von Missfallen verwenden. Die Klicks werden an den Zähnen, im gesamten Mundraum und im Rachen erzeugt. Es gibt eine große Anzahl von verschiedenen Lauten, die alle zur Wortunterscheidung zusammen mit den üblichen Konsonanten und Vokalen benutzt werden. »Klicks« findet man recht selten in Sprachen und außer einer einheimischen australischen Sprache (Damin), gibt es sie nur in einigen afrikanischen Sprachen, die hauptsächlich in Westafrika angesiedelt sind. Warum sollte das Sprachmerkmal »Klicks« besonders alt und in der ersten Sprache enthalten gewesen sein? Dafür gibt es ein einfaches, aber einleuchtendes Argument. Man hat zahlreiche Beispiele dafür gefunden, dass eine Sprache auf die artikulatorisch anspruchsvollen Klickgeräusche im Laufe ihrer Geschichte verzichtet. Es ist aber fast undenkbar, dass eine Sprache sie spontan als Ausdrucksmittel »erfindet«. Sie unterbrechen den Sprachfluss und verkomplizieren den Aufwand Konsonanten und Vokale zu sprechen enorm, so dass eine plötzliche Neubildung solcher Geräusche nicht vorstellbar ist. Wenn man diese Logik anwendet und zudem noch an Afrika als Wiege der Menschheit glaubt, ist es durchaus einleuchtend, dass die erste Sprache unserer Vorfahren eine Reihe von Schnalzlauten enthalten hat.

So weit, so überzeugend. Das Problem ist allerdings, dass die Schnalzlaut tatsächlich schwierig in flüssiger Rede zu artikulieren sind. Die Vorstellung, dass Klicklaute etwas »Primitives« sind, passt nicht dazu, dass sie gleichzeitig das hochentwickelteste, weil komplizierteste Lautsystem darstellen, das wir kennen. Würde man nicht erwarten, dass die erste Sprache einfache Lautverbindungen bevorzugt, wie die Vokale *a*, *i*, *u* und die Konsonanten *p*, *t*, *k*, *m*, *n* und *l*, die die meisten Kinder problemlos aussprechen können? Warum haben die afrikanischen Koishan-Sprachen im Verlauf von 50.000 Jahren die Klicks nicht irgendwann abgeschafft, wenn sie scheinbar so *unpraktisch* sind? Dem Linguisten

Hartmut Traunmüller zufolge könnte auch ein leicht unterschiedlicher Bau des Mundraums bei einigen Bewohnern Westafrikas die Benutzung von Klicks erleichtern, weswegen jene diese Art von Lauten in ihre Sprache integriert haben.

Auch wir haben Klick- und Schnalzlauten in unserer Sprache. Mit ihnen drücken wir Unsicherheit, Zustimmung und gelegentlich Kritik aus. Schnalzlauten sind nicht exotisch, ungewöhnlich ist nur, sie als Teil der Sprache zu benutzen und sie nicht im Begriff der die Sprache ergänzenden körperlichen Signale zu haben (Kopfschütteln, Augenbrauen heben, *warnendes* Räuspern, beruhigendes Blasen der Mutter auf die Wunde eines Kindes etc.). Außerdem kann man nicht einfach übersehen, dass die australische Sprache Damin (Mornington Island) ebenfalls Klicks hat. Damin ist eine Sprache, die von Jägern gesprochen wird, die sich einem bestimmten Männlichkeitsritual unterzogen haben. Sie sollte sich von der Alltagssprache Lardil, die ebenfalls auf Mornington Island gesprochen wurde, unterscheiden und kernige Männlichkeit repräsentieren. Damin hat eine ganze Reihe uns unbekannter Laute, unter anderem diese Klick- und Schnalzlauten. Eine Vermutung unter Linguisten ist, dass diese Laute extra erfunden wurden, um die Jägersprache gegenüber Lardil abzugrenzen und sie entsprechend kraftvoll klingen zu lassen. Dies widerspricht allerdings der oben genannten These, dass Schnalzlauten im Laufe der Sprachgeschichte zwar verloren, aber nie hinzugewonnen werden können. Was auf den ersten Blick einen Großteil der Linguisten auch heute noch überzeugt und nicht selten in Lehrbüchern zu finden ist, ist doch nicht mehr als eine Vermutung.

Die Suche nach der Ursprache der Menschen hat die Forscher stets fasziniert. Ein neuer Ansatz mit erstaunlichen Erkenntnissen schien dem amerikanischen Linguisten Joseph Greenberg gelungen zu sein: Wenn wir die deutsche Sprache, die um 800 n. Chr. entstanden ist, historisch betrachten, ist sie wie Schwedisch, Holländisch oder Norwegisch eine germanische Sprache. Das Germanische wurde bis 100 v. Chr. gesprochen; bis es begann, sich in die erwähnten Einzelsprachen aufzuspalten. Germanisch selbst hat wiederum andere

»Eltern«: Es gehört zur indoeuropäischen Sprache, die zwischen 5000 bis 3000 v. Chr. gesprochen wurde. Aus dieser entwickelten sich nicht nur die germanischen Sprachen, sondern auch die romanischen, ebenso wie die slavischen und zahlreiche andere Sprachgruppen. Wie das Indoeuropäische genau zusammengesetzt war, darüber wissen wir wenig, da es damals noch keine schriftlichen Zeugnisse gab und wir ebenso keine archäologischen Spuren haben. Die Indoeuropäer sind ein mythisches Volk, das im Dunkel der Geschichte untergegangen ist, aber ihre Sprache ist in ihren Tochtersprachen noch lebendig.

Wir können aus den Gemeinsamkeiten der europäischen Sprachen Rückschlüsse daraus ziehen, wie ältere Wörter beschaffen waren – einfach, indem man die Wörter miteinander vergleicht: »Stein« (dt./norwegisch), »steinn« (isländisch), »stone« (engl.) und »sten« (dänisch/schwedisch) führen zu der Annahme, dass dem Wort »Stein« in den Sprachen Deutsch, Norwegisch, Isländisch, Englisch, Dänisch und Schwedisch irgendwann ein gemeinsames »Urwort« zugrunde gelegen haben könnte, das in der germanischen Ausgangssprache »st?n« gelautet haben muss. Je weiter, zeitlich und räumlich, die verglichenen Sprachen auseinanderliegen, desto schwerer wird deren Ableitung voneinander, und desto ferner liegt das »Urwort« zurück: »Licht« (deutsch), »lux« (lateinisch), »luz« (portugiesisch), »lumière« (französisch), »lumbre« (spanisch), »light« (englisch), »ljós« (isländisch). In diesem Fall kann man rekonstruieren, dass das Ausgangswort ein »l« am Anfang gehabt haben muss, dann folgt ein Vokal (»u« oder »i«) und dann wieder ein Konsonant, also »lu?« oder »li?«. Umso größer die Menge an vorhandenem Vergleichsmaterial ist, desto deutlicher sollten die Entwicklungslinien werden: Je ähnlicher das Wort, desto verwandter die Sprachen; je breiter die Wortanalysen, desto weiter reicht die Analyse in die Zeit zurück.

Das Verfahren des Sprachvergleichs liefert gute Ergebnisse und ist das täglich Brot des Linguisten. Gelegentlich befindet sich der Linguist mit der Methode »Sprachvergleich« aber auch auf dem Holzweg: »Nass« ist ein Wort aus der Zuni-Sprache – gesprochen von einem Indianerstamm in

Neu-Mexiko – und bedeutet, wie es der Zufall will, das gleiche wie das deutsche Wort »nass«. Das rumänische Wort »dori« bedeutet sowohl im Rumänischen als auch in Lau – was auf den Solomon Islands gesprochen wird – »wünschen«. Solche Absonderlichkeiten können im Einzelfall auftreten, wenn aber »kistenweise« Wortähnlichkeiten zu finden sind, dann kann das eigentlich kein Zufall sein. Durch den geschickten Vergleich lebendiger, oder zumindest dokumentierter, Sprachen kann man also auch Sprachen rekonstruieren, die längst ausgestorben sind.

Joseph Greenberg (1915–2001) von der Stanford University verabsolutierte diese Methode, die meist auf einen genau abgegrenzten Sprachraum angewendet wird, und ging noch einen Schritt weiter. Hier ist seine Idee: Was, wenn man *sämtliche* Sprachen der Welt unter die Lupe nimmt? Vielleicht ergeben sich Gemeinsamkeiten? Wenn es aber tatsächlich in Wortschatz, Grammatik oder Aussprache Identitäten gibt, lassen diese sich nur erklären, wenn sie bereits in der Ursprache der Menschheit vorhanden waren. Greenberg setzte sich in die Bibliotheken, lieh sich stapelweise Grammatiken und Wörterbücher fremder Sprachen aus und versuchte, Gemeinsamkeiten zu ermitteln. Ein Mammutprojekt bei 6000 noch heute gesprochenen und etlichen tausenden nicht mehr gesprochenen Sprachen. Zudem ist es notwendig, die einzelnen Sprachen erst einmal grob vorzuordnen, um ihre Verbindungen und historischen Entwicklungen zu verstehen. Die Annahme, die er vertreten wollte, ist, dass es zwar heute mehrere tausend Sprachen gibt, aber vor 10.000 Jahren waren es nur einige hundert; und vor 20.000 Jahren nur dreißig – die alle vor 50.000 Jahren aus einer einzigen Ursprache heraus geboren wurden. Greenbergs Hauptwerke heißen *Studies in African Linguistic Classification* (1950), *The languages of Africa* (1963) und *Languages in America* (1987). Es gelang Greenberg beispielsweise, die etwa 2000 amerikanischen Sprachen, die vom hohen Alaska bis nach Feuerland gesprochen wurden, auf lediglich drei Ursprachen zurückzuführen, was seine These kräftig unterstützte. Nach seiner Auffassung ließen sich sämtliche Indianersprachen – außer Eskimo-Aleutisch und Na-Dene – als Abkömmlinge

einer uralten Sprache deuten, die er Amarind nannte (eine Zusammensetzung aus »Amerika« und »Indianisch«). Die Logik liegt nahe: Amerika wurde menscheitsgeschichtlich spät kolonisiert. Die, die als erste Indianer Amerika betraten, verbreiteten ihre Sprache von Nord nach Süd. Das setzt allerdings voraus, dass gewissermaßen nur einmal einem Volk der »Durchbruch« (über Sibirien nach Alaska) auf den amerikanischen Kontinent gelungen ist. Die besten Experten der Indianersprachen reduzieren diese auf 150 Ausgangssprachen, die sicherlich miteinander verwandt sind, aber keiner weiß so recht wie. Greenberg sammelte Ordnerberge voller Wortlisten und hatte immerhin nur drei Sprachfamilien vorzuweisen. Die Sprachen des afrikanischen Kontinents ordnete er ebenfalls nur vier Stammvätern (Afro-Asiatisch, Nil-Saharanisch, Niger-Kongo und Khoisan) zu. Für Australien, das sei hinzugefügt, ist die Sachlage einfacher. Als die ersten Europäer den Kontinent betraten, wurden ungefähr 250 verschiedene Sprachen gesprochen, die sich aber – wissenschaftlich weniger umstritten – alle von einem einzigen Stammvater herleiten; eine Sprache, die nach der Besiedlung Australiens vor 30.000 Jahren an der Nordküste gesprochen worden sein musste.

Greenbergs Ehrgeiz und Fleiß kannte fast keine Grenzen. Kurz vor seinem Tod verkündete der Stanforder Wissenschaftler, er könne alle 6.000 Weltsprachen in nur siebzehn Sprachgruppen einteilen. Die Sicherheit, mit der er diese These vertrat, ließ unter seinen Kollegen Befremdung, Hass und richtige Wut entstehen. In der Sprachforschung wird um jeden Buchstaben bei der Geschichte eines Wortes in einer noch so obskuren Sprache heftig gestritten; und hier war plötzlich ein Wissenschaftler, der behauptete, alle Sprachen treffsicher in Gruppen einteilen zu können. Die meisten Wissenschaftler gruppierten die Weltsprachen in etwa 100 Sprachfamilien, die als Eltern heutiger Kommunikationsformen galten. Eine Einordnung dieser in nur siebzehn Sprachengruppen – das war eine steile wissenschaftliche These und provozierte.

Der Genetiker Luca Cavalli-Sforza (geb. 1922) stärkte Greenberg den Rücken: Er behauptete, er könne die Menschheit zwar nicht auf ein einziges Urvolk zurückführen, aber

genetisch immerhin auf nur 42 Völker, aus denen sich alle anderen Menschengruppen ableiteten. Diese mussten längere Zeit ohne großen Kontakt zueinander gelebt haben, sonst hätte sich das Genmaterial stärker vermischt. Cavalli-Sforza legte zudem nahe, dass diese Völker ebenfalls Träger der späteren Sprachgruppen der Welt gewesen sein könnten; zumindest sah er eine Übereinstimmung zwischen Greenbergs Verortung der Ursprachen und seiner geographischen Lokalisierung der Urvölker.

Greenbergs Idee war aber keineswegs neu. Schon 1903 erklärte der Däne Holger Pedersen, dass sich das Indoeuropäische zusammen mit asiatischen Sprachen wie Uralisch (woraus Finnisch, Estnisch und Ungarisch entstanden), Altaisch (aus dem sich Türkisch und Mongolisch ableiten) und Eskimo-Aleutisch irgendwann aus der übergeordneten Supersprache »Nostratisch« entwickelt haben müssen, weil zwischen diesen Sprachgruppen größere Ähnlichkeiten bestehen. »Übersetzt« beinhaltet diese These, dass fast alle nordafrikanischen, europäischen und westasiatischen Sprachen einen gemeinsamen Ursprung im Nostratischen haben.

Ob es wirklich ein Nostratisch gegeben hat, lässt sich nur anhand von Sprachvergleichen aufzeigen. Das Wort für »Faust« bzw. »Fünf« (eine Faust hat ja fünf Finger) lautete im Indoeuropäischen »penkwe«, »peyngo« im Uralischen, »p'anyga« im Altaischen, »pente« bedeutet im Altgriechischen »fünf«, »quinque« im Lateinischen und »panca« in Sanskrit – bemerkenswerte Ähnlichkeiten von Sprachen, die zusammen genommen auf dem Papier zunächst nicht verwandt sind.

Etwa um 12.000 v. Chr. ordnen einige Sprachwissenschaftler das »Nostratische« ein. Zu dieser Zeit gab es weder Ackerbau noch Metallbearbeitung, keine Töpferkunst oder domestizierte Tiere. Hirsche, Auerochsen und Gazellen wanderten durch die Weiten. Die nostratische Kultur könnte ihre Heimat im »Fruchtbaren Halbmond« (Irak, Naher Osten, Ägypten) gehabt haben. Dieses Gebiet war in der Zeit nach der Eiszeit (15.000–10.000 v. Chr.) ein ideales Lebensterrain für die noch kleine Anzahl der Menschen. In der türkischen Hügellandschaft Göbekli Tepe fand der deutsche Wissen-